**Trotz angespannter Finanzlage engagiert sich der Bezirk Unterfranken stark für die Suchthilfe**

# Corona verstärkt Griff zur Flasche

Kontinuierlich wird in Unterfranken versucht, die Suchthilfe zu optimieren. Trotz der aktuell schwierigen Haushaltslage unterstützt der Bezirk gerade auch sehr progressive Projekte: zum Beispiel ein Kontaktcafé für heroinabhängige Menschen in Würzburg sowie einen unterfrankenweit ersten sogenannten Anderen Anbieter für Werkstattplätze, die vor allem Suchtkranken zugutekommen sollen.

Ein schwer Abhängiger kann seiner Arbeit nicht mehr nachgehen. Er läuft Gefahr, gravierend zu erkranken. Nicht selten droht der Tod. Im ersten Halbjahr 2020 sind in Deutschland 662 Menschen aufgrund von Drogen gestorben, 13 Prozent mehr als ein Jahr zuvor. Wegen solcher Zahlen ist Suchthilfe eines der großen Anliegen des Bezirks. Neue Projekte wie das Kontaktcafé Flow von Condrobs in Würzburg würden deshalb unterstützt, weil hier beachtliches Spezialwissen gepaart mit Empathie und großem Fingerspitzengefühl existiert.

Inwieweit die wachsende Nachfrage auch an der Pandemie liegt, lässt sich noch nicht sagen. Zu vermuten ist, dass Suchtverhalten durch den Lockdown insgesamt unsichtbarer wird: Die Menschen kaufen Alkohol im Supermarkt und konsumieren ihn zu Hause.

Dieses Wissen ist nicht zuletzt mit Blick auf die Suchtprävention am Arbeitsplatz wichtig. Beim Bezirk gibt es eine Dienstvereinbarung zur Aufklärung der Beschäftigten über den Umgang mit Suchtmitteln. Bis bei einem Menschen, der regelmäßig konsumiert, die Suchtkrankheit manifestiert wird, kann es viele Jahre dauern. Wird das Leiden sichtbar, ist oft stationäre Hilfe nötig.

Die gibt es in den beiden Bezirkskrankenhäusern in Lohr und Werneck. In Lohr sind die Suchtstationen laut Ärztlichem Direktor Dominikus Bönsch „schon lange übervoll“. Aktuell komme es zu besonders vielen Aufnahmen. Etliche Menschen, so der Psychiater, leiden unter der Pandemie: „Der Konsum von Alkohol und Drogen nimmt derzeit ganz offensichtlich zu.“ Vor allem falle auf, dass psychiatrische Patienten im Vorfeld der Klinikaufnahme mehr Alkohol tranken als sonst.

Teambesprechung im Kontaktcafé (von links): Würzburgs Condrobs-Leiterin Claudia Nembach mit Sozialpädagogin Stella Meckelein und Anleiter Jan Tralau (aufgenommen vor Ausbruch der Corona-Pandemie). FOTO: CHRIST

„Wir erleben seit Längerem, dass viele unserer psychiatrischen Patienten ein ausgeprägtes Problem mit Alkohol oder Substanzen haben. Andererseits haben viele unserer Suchtpatienten auch noch andere psychiatrische Erkrankungen“, konstatiert Bönsch. Sein großes Anliegen ist es deshalb, die „nicht fachgerechte Trennung“ zwischen Sucht und anderen psychiatrischen Erkrankungen aufzuweichen. Gleichzeitig wird in Lohr überlegt, die Suchtbehandlung wegen der starken Nachfrage zu erweitern.

Langeweile und Einsamkeit greifen, bedingt durch den Lockdown, um sich. Weil ambulante Hilfen in den letzten Monaten teilweise nur einschränkt erreichbar waren, kam es zur stationären Aufnahme von Patienten, die zu normalen Zeiten keiner Behandlung in der Klinik bedurft hätten, so Psychiater Gerald Zöller vom BKH Werneck. Auch dort werden vermehrt Krisen mit Rückfällen beobachtet.

Im Kontaktcafé von Condrobs finden Suchtkranke aus ganz Unterfranken ein Refugium, wobei das Angebot laut Mitarbeiterin Claudia Nembach aufgrund der Corona-Regeln seinen von den Klienten so geschätzten familiären Charakter verloren hat. Menschen, die aufgrund einer Suchterkrankung am Rande der Gesellschaft leben, drohen laut der Sozialpädagogin, durch die Pandemie noch weiter an den Rand zu rutschen. Viele Besucher äußern im Café Flow, dass sie sich „alleine gelassen“ fühlen, weil Einrichtungen wie das Jobcenter oder auch viele Anlaufstellen nicht mehr oder nur noch eingeschränkt besucht werden können.

## Niedrigschwellige Hilfen und Perspektiven

Selbst einfache Aufgaben sind für einige Flow-Besucher keine Kleinigkeit, schildert Nembach. Dadurch, dass der Bezirk das Kontaktcafé unterstützt, schafft er nach ihren Worten niedrigschwellige Hilfe und eröffnet Perspektiven. Sehr positiv ist für Nembach die kürzlich im Sozialausschuss getroffene Entscheidung, eine zweite sozialpädagogische Stelle zu unterstützen: „Dadurch ergeben sich noch mal ganz neue Möglichkeiten der Beratung und Betreuung unserer Besucher*innen.“ Sie könnten zum Beispiel häufiger als bisher zum Jobcenter begleitet werden.

Menschen, die seelisch und körperlich nicht stabil sind, benötigen spezielle Arbeitsplätze. Solche Stellen bietet die seit 2016 vom Bezirk unterstützte Organisation Mitten im Leben (MIL) im Landkreis Miltenberg. Neu seit September ist ein Arbeitsbereich für Menschen mit psychischen Störungen oder Suchterkrankungen. „Seit November haben wir nun den ersten Beschäftigten, drei weitere Anträge laufen derzeit noch“, berichtet Geschäftsführerin Yvonne Schnellbacher. „Ohne den Bezirk wäre unser Konzept nicht aufgegangen.“

Für die MIL-Klienten war die Jobsuche in früheren Jahren meist kein Problem gewesen, schildert Schnellbacher: „Viele verfügen über langjährige berufliche Erfahrung.“ Die klassische Werkstätte für behinderte Menschen ist für diese Personen nicht das Richtige. MIL möchte Suchtkranke aus dem Raum Miltenberg wieder in die Arbeitswelt integrieren. Die Vereinbarung mit dem Bezirk gilt zunächst für ein Jahr. Yvonne Schnellbacher hofft allerdings, das Angebot dauerhaft in der Region etablieren zu können. Bis Herbst 2021 möchte sie mindestens zehn der vorgesehenen zwölf Plätze belegt haben. **> PAT CHRIST**

**Mehr Personal von Corona-Infektionen betroffen**

# Die Lage in Bezirkskliniken ist angespannter als im Frühjahr

Der Teillockdown seit Anfang November schränkt das öffentliche Leben zum zweiten Male in diesem Jahr massiv ein – momentan zwar noch nicht so extrem, wie das komplette Herunterfahren gerade der persönlichen Begegnungsmöglichkeiten im Frühsommer: Da gab es Besuchsverbote in Kliniken oder Seniorenheimen, Schul- und KiTa-Schließungen und vieles mehr. Dennoch mussten Belegschaften und Leitungen gerade der öffentlich betriebenen Einrichtungen auch diesmal wieder jede Menge Organisationsarbeit leisten: Es galt, Mitarbeiter*innen wie zu Betreuende bestmöglich vor einer Ansteckung zu schützen.

Wie ist das den Bezirkskliniken Mittelfranken bisher gelungen? Aus hygienischer Sicht sei man bisher gut durch die Krise gekommen, heißt es. Konkret bedeutet das: In der ersten Welle gab es keine größeren Personalausfälle zu beklagen. Glücklicherweise hätten sich die Pandemieausbrüche sowohl bei Kranken wie beim Personal in engen Grenzen gehalten – weshalb auch keine Stationen geschlossen werden mussten.

## Bessere Versorgung mit Schutzausrüstung

Doch aktuell sieht es nicht mehr ganz so gut aus: In der zweiten Welle sei die Lage bereits jetzt angespannter als im Frühling und Sommer. Es gebe mehr betroffenes Personal, mehr betroffene Patienten*innen, die Klinikleitung muss mit einer „sehr dynamischen Entwicklung“ umgehen. Doch es gibt auch Positives zu vermelden: „Die Versorgungslage mit Persönlicher Schutzausrüstung (PSA) erscheint im Moment stabil“, ist von Bezirkstagspräsident Armin Kroder (FW) zu erfahren. Da sah es bei der ersten Coronawelle im Frühjahr ganz anders aus: Damals waren zum Beispiel Mund-Nasen-Schutzmasken Mangelware. „Aber der entstandene Mangel konnte recht gut kompensiert werden“, lobt Kroder das Organisationstalent der Belegschaften.

Doch was passiert, wenn sich die aktuell bereits zuspitzende Lage im Laufe des kommenden Winters weiter verschärft? Die Entwicklung verheiße nichts Gutes, geben die Klinikleitungen zu. Sie erwarten Personalausfälle – sowohl durch Erkrankungen wie auch durch Quarantäne. Das wiederum könnte Stationsschließungen nach sich ziehen. Und gleichzeitig sei mit mehr betroffenen Patient*innen zu rechnen. Könnten diese – wenn sich ihr Zustand verschlechtere – nicht in andere Kliniken verlegt werden, würde es zu einer Überlastung der somatischen Häuser kommen, also der Stationen, wo Menschen mit chronischen Erkrankungen untergebracht sind.

Oder aber es kommt ganz anders: Andere Krankenhäuser sind durch viele Corona-Fälle ausgelastet und müssten deshalb somatische Patienten zum Beispiel in die psychiatrischen Bezirkskliniken überweisen. Sind diese dafür hinreichend gerüstet? Nicht in jedem Fall, heißt es von den Bezirkskliniken-Leitungen. Denn da gebe es Erfahrungen aus der ersten Welle. „Somatische Patienten können dann nur bedingt aufgenommen werden. Zum Beispiel, wenn die Behandlung im Akutfall abgeschlossen ist. Dann kann die Zeit bis zur Entlassung oder zur Verlegung in eine Reha oder ein Heim überbrückt werden“, ist zu hören. Einzige Ausnahme von dieser Regel sei das Zentrum für Neurologie und Neurologische Rehabilitation.

Um seinen Aufgaben im Gesundheitsbereich besser nachkommen zu können, wünscht sich Mittelfrankens Bezirkstagspräsident von der Staatsregierung „klarere Strategien im Zusammenhang mit Corona-Testungen, die sich an den Empfehlungen des Robert Koch-Instituts orientieren. Damit kann zielgerichteter und ressourcenschonend agiert werden. Ferner braucht die kommunale Familie insgesamt weiter kräftige finanzielle Unterstützung durch Bund und Land.“

Und einen ganz besonders wichtigen Wunsch schiebt Armin Kroder nach – auch aus seiner Erfahrung als Landrat im Kreis Nürnberger Land: „Die Gesundheitsämter müssen noch viel mehr entlastet werden, damit dort jeder schnell mit einem Ansprechpartner Kontakt bekommt.“
**> HEINZ WRANESCHITZ**

**Ein populärwissenschaftlicher Ratgeber aus der modernen Praxis und ein historischer Exkurs in die Frühzeit psychiatrischer Behandlungen**

# Auf der Suche nach der Vielfalt seelischer Leiden

Die beiden Bücher gehören auf den ersten Blick einem vergleichbaren Genre an, sind auf den zweiten doch sehr unterschiedlich – und stehen am Ende doch in einer historischen Reihenfolge. Dass sie nahezu zeitgleich erschienen sind, ist zwar nur ein Zufall, demonstriert aber einen aktuellen Aspekt bei der Betrachtung seelischer Krankheiten: Nach langem medizinischen und gesellschaftlichen Kampf um die Ent-Stigmatisierung dieser Leiden konzentriert sich die Aufmerksamkeit nun auf die Anerkennung von deren Vielfältigkeit.

Das war – auf einer fachlich deutlich schlichteren Ebene – schon einmal der Fall: Nämlich vor gut 150 Jahren. Nachdem man zuvor seelisch Kranke als von Kriminellen zu trennende Therapiegruppe anerkannt hatte, setzte sich die Erkenntnis durch, dass etwa zwischen einem an Schizophrenie Leidenden und einem schwer Depressiven deutliche Unterschiede bestehen; nicht alle waren einfach „Gemütskranke“. Auf beeindruckende Weise wiederholt sich nun Medizingeschichte.

*Depressionen verstehen – mit Depressionen leben. Ein Ratgeber für Betroffene und Angehörige* von Ulrich Schweiger und Valerija Sipos ist ein praktisches populärwissenschaftliches Handbuch für medizinische Laien. Die Autoren – er ist Chefarzt für Psychiatrie und Psychetherapie sowie Psychosomatische Medizin am Helios Hanseklinikum Stralsund und sie ebenda als leitende psychologische Psychotherapeutin tätig – betonen, ihre „eigene fachliche und persönliche Meinung“ und nicht jene der internationalen wissenschaftlichen Gemeinschaft wiederzugeben. Ihr wichtigster Leitsatz lautet dabei: So wenig wie es die „eine“ Depression gibt, so wenig auch die eine Behandlung. „Jede der von Fachleuten vorgeschlagenen Behandlungsmethoden hilft bei etwa 20 bis 40 Prozent der Patientinnen und Patienten.“

## Illustration mit zahlreichen Fallbeispielen Betroffener

Im Buch werden daher verschiedene Störungsmodelle vorgestellt, die Grundlage für eine funktionierende Behandlung darstellen. Der Leser soll, so die Intention der Autoren, dabei unterstützt werden, für sich selbst besser herauszufinden, was auf ihn beziehungsweise sie zutrifft und welches Störungsmodell hilfreich ist. Nur diese Vorgehensweise ermögliche, genau die Veränderungen im persönlichen Leben vorzunehmen, die für die Bewältigung der Krankheit erforderlich sind, und sich die Therapie zu suchen, die individuell passt.

Zur Illustration der verschiedenen Störungen und der behandlungsrelevanten Schritte stellen Schweiger und Sipos zahlreiche Menschen vor, die an Depressionen in den verschiedenen Varianten leiden. Um spezifische Sachverhalte verständlich zu machen, greifen sie diese Beispiele im weiteren Verlauf des Textes immer wieder auf.

Darüber hinaus ist das Buch so gegliedert, dass man zunächst erfährt, wie in einer Notfallsituation – persönlich oder bei einem Freund beziehungsweise Angehörigen – zu handeln ist. Die folgenden Kapitel dienen dann dazu, nachzuvollziehen, wie die Diagnose einer Depression gestellt wird, was diese aufrechterhält, was die Ansatzpunkte für eine Behandlung sind und was Betroffene dabei selbst tun können. Aktuelle Besonderheiten im Zusammenhang mit Corona haben die Autoren dabei noch einarbeiten können.

Natürlich stand die Psychiatrie als medizinische Disziplin zur Mitte des 19. Jahrhunderts längst nicht mehr am Anfang. Man baute etwa auf die Erkenntnisse des französischen Arztes Philippe Pinel, der rund 50 Jahre zuvor die seelisch und geistig Kranken aus der Bicêtre – der Pariser Version des Narrenturms und mehr ein Gefängnis als eine Heilanstalt – befreit hatte. Und doch sollte es noch ein langer Weg werden bis zu den modernen Behandlungsmethoden. Im Vergleich dazu waren die Therapien für körperlich Kranke längst weiter.

*„... es muß deshalb die Anstalt selbst in gewissem Sinne als ein Universalmittel bezeichnet werden.“ – Theorie und Praxis der Behandlung in der psychiatrischen Anstalt Irsee zwischen 1849 und 1876*, verfasst von Gerald Dobler und herausgegeben für das Bildungswerk des Bayerischen Bezirketags von Stefan Raueiser und Maike Rotzoll, führt zurück in eine „Zeit des Tastens und Suchens nach den richtigen Behandlungsmethoden, sowohl in theoretischer als auch in praktischer Hinsicht“, wie es im Vorwort heißt.

## Therapie mit Tollkirschen, Blutegeln und Arbeit

Die zeitlich zunächst etwas willkürlich wirkenden Eckdaten haben weniger, wie man zunächst vermuten könnte, mit politischen Ereignissen in der Epoche zwischen Revolution und Reichsgründung zu tun, sondern schlicht mit den Amtszeiten der ersten beiden Leiter von Irsee: Friedrich Wilhelm Hagen von 1849 bis 1859 und Johann Michael Kiderle von 1859 bis 1876. Obwohl sehr engagiert und Neuem aufgeschlossen, waren die beiden Ärzte noch reine Autodidakten; eine entsprechende fachliche Ausbildung gab es damals in Bayern noch nicht – ein wichtiger Unterschied etwa zu Frankreich.

Die Publikation von Gerald Dobler – er ist als freiberuflicher Kunsthistoriker, Restaurator und Publizist tätig – wendet sich nach einem allgemeinen historischen Abriss zur Psychiatrie im 19. Jahrhundert den spezifischen Bedingungen in Irsee zu, unter anderem der technischen und personellen Ausstattung der Anstalt sowie dem Alltag der zu Behandelnden.

Das dritte Kapitel widmet sich den damaligen Behandlungsmethoden. Vieles klingt da aus heutiger Sicht rabiat bis gruselig – beispielsweise der Aderlass mit Blutegeln oder die Isolierung in Gitterzimmern. Man darf aber nie vergessen, dass auch solche Anwendungen aus einer grundsätzlich positiven Intention der Ärzte heraus geschahen. Gleichzeitig gab es auch schon sehr modern anmutende Therapien, wie etwa jene mit Medikamenten (beliebt war etwa ein Sud aus Tollkirschen) oder Arbeitsbeschäftigung.

Anrührend lesen sich die Fallbeispiele ausgewählter Insassen der Heilanstalt, wie etwa der 41-jährigen Theresa M., einer alleinstehenden Dienstmagd: „Ihr Geschwätz ist immer heiterer und lustiger Art, häufig erotisch u. immer von den entsprechenden exzessiven Gesten u. sehr lebhaftem Mienenspiel begleitet.“ Deutlich wird aber bereits, den einzelnen Kranken durch detaillierte Beobachtung als Individuum wahrzunehmen, nicht als Teil einer homogenen „irren“ Gruppe. Nach acht Monaten in Irsee starb Theresa.

Abgerundet wird das Buch durch ein Personenverzeichnis, eine Liste des ärztlichen Personals, Publikationslisten der medizinischen Leiter sowie einen Abdruck der historischen Anstaltssatzung – alles in allem also ein fundierter Einblick in ein wichtiges Kapitel der Medizingeschichte. **> ANDRÉ PAUL**

Ulrich Schweiger, und Valerija Sipos, Depressionen verstehen – mit Depressionen leben, Herder-Verlag, Freiburg 2020, 224 Seiten, 20 Euro.

ISBN 978-3-451-60040-1

Gerald Dobler, Theorie und Praxis der Behandlung in der psychiatrischen Anstalt Irsee zwischen 1849 und 1876, Grizeto-Verlag, Irsee 2020, 182 S., 13,80 Euro.

ISBN 123-1234-1233-123